

Unser Finanzminister ist rhetorisch, das muss gesagt sein, ein Akrobat. Man stelle Christian Lindner in eine politische Manege, und er jongliert sich gekonnt, manchmal sogar humorvoll, durch die Welt der Wörter. Umso verstörender wirkt es, wenn er zu Phrasen greift. Die „arbeitende Mitte der Gesellschaft“, der es angesichts von Inflation und Energiekrise zu helfen gilt, ist so ein Konstrukt. Wer nur, stellt sich nach der achten Wiederholung die Frage, zählt zu dieser „arbeitenden Mitte“?

Es gibt zwei Lesarten. Die erste ist, dass der Minister nur den Teil der umsorgten „Mitte“ meint, der auch wirklich arbeitet. Das wirft jedoch die Frage auf, ob Menschen, die nicht arbeiten, nach Ansicht des Liberalen überhaupt Teil der Mitte sein können? Die andere Lesart ist, dass die „oben“ (also die Reichen) und die „unten“ (die Armen) nicht arbeiten, sondern nur die in der Mitte. Es leuchtet ein, dass Menschen, die ohne Arbeit sind, von Lindner von der „arbeitenden Mitte“ ausgeschlossen werden. Hierbei handelt es sich derzeit um rund 2,5 Millionen Menschen. Nun könnten aber nicht alle anderen, die 45 Millionen Erwerbstätigen, die Mitte sein – rein geometrisch. Es müssten zum Ausgleich daher die 2,5 Millionen „Oberen“ ebenfalls nicht arbeiten. Ob das aber der Bundesvorsitzende der FDP damit sagen will?

Vielleicht kommt man der Antwort näher, wenn man auf die genaue Wortwahl achtet. Denn oft klemmt Lindner der „arbeitenden Mitte“ noch ein „hart“ vor. Wenn nur die „hart arbeitende Mitte“ gemeint ist, verkleinert sich der Kreis der Angesprochenen deutlich. Denn „weich“ arbeiten viele, in Sneakers, auf dem Büroteppich oder einem orthopädischen Sitzkissen (ohne Noppen). Die Gruppe kann so getrost ausgeschlossen werden. Andere packen dagegen hart an, Handwerker zum Beispiel, oder die Typen, die am Flughafen die Koffer werfen. An beiden fehlt es bekanntermaßen. Möglich, dass der Minister ihnen daher die Unterstützung zusichert. Ob Sie, wenn Sie Architektin oder Architekt sind, sich zu jener Mitte zählen dürfen, ist wohl eine Frage des Härtegrads. Vielleicht ja, wenn Sie bei Ihrer täglichen Arbeit (wie natürlich ich auch) so gerne hart in die Tasten hauen.

## Die vergoldete Mitte

**Benedikt Crone**

springt zwischen den vielen Rändern der Gesellschaft hinein ins Zentrum.



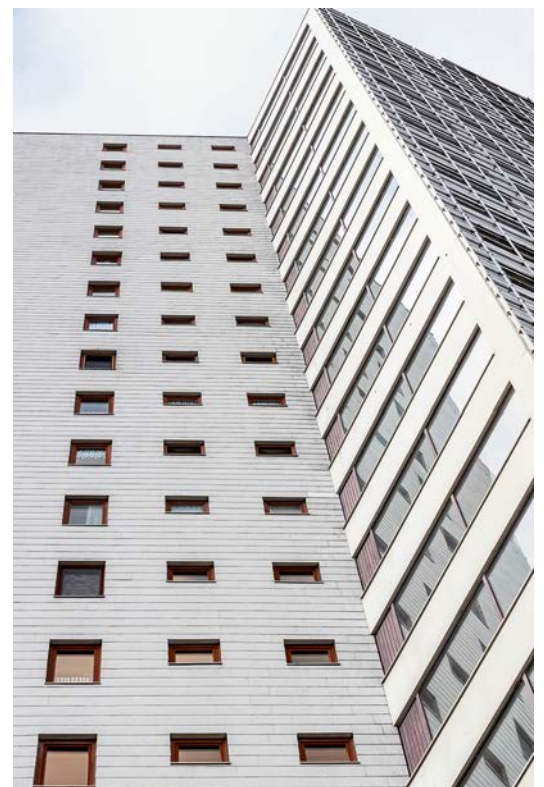
# Nachkriegsmoderne in der Praxis

Text **Ulrich Brinkmann**

**Georg Skalecki**, seit etlichen Jahren Landeskonservator in Bremen, hat sich damit abgefunden: Bauten der Moderne sind nicht denkmalfähig. Zumindest nicht im Sinne einer auf die Substanz gerichteten Denkmalpflege – denn die im 20. Jahrhundert vielfach verwendeten industriellen Materialien, ihre oft experimentelle Fügung und die daraus resultierenden Bauschäden machen Sanierungsvorhaben zu Austauschprogrammen, als deren Ergebnis, wenn es gut läuft, nur noch die Erscheinung des Gebäudes erhalten bleibt: das Bild des Baudenkmals. Das Thema Rekonstruktion ist daher auch für die Denkmalpflege kaum zu umgehen, wenn es um den Erhalt von wichtigen Zeugnissen der Moderne geht, will man diese nicht aufgrund immer größerer Schäden verlieren.

Doch werden Dehio und die Charta von Athen nicht sowieso viel zu eng ausgelegt? In Artikel 9 des viel zitierten Grundsatzpapiers aus dem Jahre 1964 etwa sollen Restaurierungen, sprich: Rekonstruktionen, zwar die Ausnahme bleiben, sind aber akzeptabel, wenn der Vorzustand dokumentiert ist und der ästhetisch-künstlerische Wert des Denkmals anders nicht zu erhalten ist. Allerdings lassen Rationalisierung, Industrialisierung und Normierung des Bauens nach dem Zweiten Weltkrieg klassische denkmalpflegerische Prinzipien ohnehin absurd erscheinen, wie die Architektin Christina Krafczyk, Präsidentin des Niedersächsischen Landesamts für Denkmalpflege, bereits zu Beginn der Tagung klar stellte. Die von der Unteren Denkmalschutzbehörde der Stadt Wolfsburg organisierte Veranstaltung fand am 2. September in Aaltos Kulturhaus in der Stadt am Mittellandkanal statt, und zwar im Rahmen der erstmals außerhalb von Finnland organisierten „Alvar Aalto Week“.

Georg Skalecki hatte den Praxistest dieser Erkenntnisse im Gepäck: Die Sanierung des 1959–1961 errichteten Aalto-Hochhauses in der (Neuen)



Vahr, die im letzten Jahr ihren Abschluss gefunden hat. Architektin Nurdan Gülbas, die die Planung bei der GEWOBA betreut hatte, stellte die Maßnahme Punkt für Punkt vor. Nötig geworden war die Sanierung aufgrund herabfallender Teile der Ostfassade: Wenn Stand- oder Verkehrssicherheit in Frage stehen, hilft auch kein Denkmalschutz mehr. Während die Westfassade nur malmäßig überholt werden musste (ihr prägendes Fugenbild war bereits 1995 unter einer homogenisierenden Putzschicht verschwunden, rechtzeitig, bevor das Hochhaus unter Denkmalschutz gestellt wurde), kam die GEWOBA auf der Ostfassade um einen kompletten Austausch der Schindelbekleidung nicht herum, einschließlich der alten hölzernen Unterkonstruktion, denn die